

Lukas Hartmann

*So eine  
lange Nase*

*Roman*

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 1994  
im Verlag Nagel & Kimche AG, Zürich/Frauenfeld  
Glossar am Schluss des Bandes  
Umschlagfoto (Ausschnitt):  
Copyright © MM Productions/Corbis/Specter

*Für Jonas*

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2010  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
40/10/52/1  
ISBN 978 3 257 01148 7

Eigentlich heiÙe ich Peter, aber alle sagen Pit zu mir. Fragt nicht warum. Die Emse behauptet, ich hätte, als ich klein war, mit dem Finger auf mich gezeigt und mich selber so genannt. Ich glaube aber, dass Lena mir den Namen angehängt hat. Lena wird in allen Kapiteln vorkommen, dafür kann ich nichts, sie ist nämlich meine Schwester und zwei Jahre älter als ich. Unsere Eltern haben wir mal auf Geheimnamen getauft. Der Vater, der uns immer über die Brille anschiel, heiÙt Briller, und die Mutter heiÙt Emse, weil sie so emsig tut. Der Briller ist ein Büro-mensch, die Emse ist eine Familienfrau, und am Donnerstagnachmittag verkauft sie Tee im Drittweltladen, weil sie findet, man müsse für die Gerechtigkeit kämpfen. Wir wohnen ganz oben im Block. Vom Balkon aus kann man direkt auf den Sandkasten hinunterspucken, ich tu's aber nie, Ehrenwort. Manchmal schnüffeln Lena und die Emse in meinen Sachen, deshalb verstecke ich meine Torhüter-Handschuhe unter den Pullovern im Schrank. Und bevor die ganze Geschichte anfing, versteckte

ich auch meine Stoppuhr dort. Die Stoppuhr hat meinem Großvater gehört, und ich habe sie von ihm geerbt. Jetzt habe ich sie nicht mehr, und ich erzähle später warum. Die Stoppuhr war ziemlich altmodisch, sie hatte ein großes Zifferblatt und zwei kleinere innendrin und fünf Zeiger im Ganzen. Man konnte die Zeit nur auf eine Zehntelsekunde genau ablesen, aber das war mir egal.

Die Idee, im Herbst auf diese griechische Insel zu fliegen, hatte natürlich der Briller. Es war eine Extra-Aktion vom Reisebüro, Kinder unter zwölf gratis. »He, Leute«, sagte er, »wir verlängern den Sommer, ist doch toll!« Lena und ich wären lieber im Juli hingeflogen, wie die andern Kinder auch, aber im Sommer will der Briller nie, da hat's ihm zu viele Leute am Strand. Auch die Emse war gegen die Insel, im Herbst will sie lieber in die Berge wegen dem klaren Licht. Doch wenn sie dagegen ist, ist der Briller erst recht dafür. Er warf die Flugscheine auf den Boden und schrie: »Flieg doch, wohin du willst, meinerwegen aufs Dach!« Die Emse sagte: »Nie hast du Verständnis für mich.« Der Briller schrie: »Und wer sorgt hier für die Kohle, wer?« Ich hörte ihnen vom Bett aus zu. Die Emse weinte ein bisschen, aber zuletzt gab sie nach, vielleicht weil sie schneller heiser wird als er. Bei Lena und mir ist's anders, sie beißt und kneift, wenn wir uns streiten,

einmal hat sie mir sogar ein Büschel Haare ausgerissen, da hat die Emse sie zur Strafe ins Zimmer gesperrt, und das finde ich gerecht.

Am Samstag ging's dann los. Wir durften ein halbes Kilogramm Spielsachen mitnehmen, mehr nicht, und das wurde auf der Küchenwaage abgewogen, denn der Briller will, dass wir uns einschränken lernen; nur er selber schränkt sich beim Schokoladenessen nicht ein. Ich habe lauter kleine Dinge eingepackt, den aufblasbaren Wasserball, ein Kartenspiel, Farbstifte, mein Taschenmesser. Mit den Schwimmflügeln hatten wir schon fast Übergewicht. Der Briller sagte, sie dienen in erster Linie dem Vergnügen, und deshalb zählte er sie zu den Spielsachen. Er hätte mir auch die Stoppuhr verboten, aber ich hängte sie mir heimlich um den Hals und versteckte sie unter dem T-Shirt. Der Briller merkte es erst im Flugzeug, und da war's zu spät, mich zurückzuschicken.

Im Flugzeug trank ich drei Becher Orangensaft. Es war ein Charterflug, und da servieren sie nur Getränke. Lena und ich wechselten jede Viertelstunde ab mit dem Fensterplatz, und wenn ich am Fenster saß, schaute ich hinunter auf die Zuckerwattewolken, über die wir flogen. Früher habe ich geglaubt, der Großvater sei ein Engel geworden und sitze auf einer solchen Wolke; aber das ist eine der Lügen, mit

denen sie uns trösten. Von oben war alles leer und weiß, und das war der endgültige Beweis. Der Brilller trank Randensaft; wenn wir verreisen, nimmt er immer Randensaft in Fläschchen mit, weil es nichts Gesünderes gibt und man sich in den Ferien vor Ansteckung schützen muss. Vom Randensaft bekommt er rote Lippen, und wenn er sie abzuwischen vergisst, sieht er aus wie Dracula. Plötzlich sah ich weit unten das Meer, genau wie auf Plakaten, blau und riesig, und Lena rief: »Das Meer!« Wie wenn ich zu dumm wäre, es selber zu sehen.

Nach 1 h 45 min 34,2 sec landeten wir auf Kreta und fuhren im Taxi zum Hafen. Ich kann mit meiner Stoppuhr gleichzeitig zwei verschiedene Handlungen messen. Zum Beispiel haben sich die Eltern auf dem Schiff während 13 min 26,0 sec gestritten, und Lena war es während 56 min 17,6 sec schlecht vom Schaukeln. Die meisten Zeiten habe ich in meinem Notizheft aufgeschrieben; deshalb weiß ich heute noch so genau Bescheid.

Wir fuhren auf der Insel mit dem vw-Bus zum Feriendorf und bekamen den fünften Bungalow, von links gezählt. Der Bungalow lag direkt an der Bucht. Bis zum Restaurant, wo wir frühstückten und zu Abend aßen, waren es zweihundertzwölf Schritte, und ich bin die Strecke einmal in 31,6 sec gerannt; da rannte ich so schnell ich konnte, und

dem Brilller gelang es nicht, mich einzuholen, so sehr er sich auch anstrengte.

Lena und ich mussten miteinander ein Zimmer teilen, und zwar das kleinste. Wir sind an eigene Zimmer gewöhnt, und das Teilen war nicht leicht für uns. Lena sagte, dass ich dauernd meine dreckigen Schuhe auf ihre Seite stellen oder Sand auf ihr Bett streuen würde, was gelogen ist. Sie hingegen wollte nachts immer noch lesen, ihre Glühbirne hatte keinen Schirm und blendete mich, und ich konnte deswegen nicht einschlafen. Noch schlimmer war, dass sie mitten in der Nacht aufstand, um pinkeln zu gehen, und dabei jedes Mal an mein Bett stieß und mich weckte. Die ersten zwei Tage schrien wir uns dauernd an, und dann spannten wir einen Faden quer durchs Zimmer, links vom Faden war meine Hälfte, rechts davon war ihre, und wer ihn versehentlich zerriss, musste ihn neu spannen; wer die andere Hälfte betrat, musste erst um Erlaubnis fragen. Vor die Glühbirne stellten wir einen Stuhl, und über die Lehne hängten wir ein Frotteetuch, hinter dem das Licht nur noch schimmerte. Von da an ging's besser.

Wir hatten gehofft, wir würden auf der Insel gleichaltrige Kinder treffen, wie voriges Jahr in Rimini, und mit ihnen von früh bis spät herumziehen. Aber es gab außer uns nur drei Familien, und die

hatten Kleinkinder, die noch Windeln trugen. Der Rest waren Liebespaare oder Einzelgänger, lauter Schweizer und Deutsche. Es gab jeden Abend Fisch, sogar Tintenfisch, und Fisch – egal ob gebraten oder gekocht – hasse ich wegen der Gräten; ich zupfe sie zwar heraus, aber nie erwische ich alle. Einmal wird eine in meinem Hals steckenbleiben, und ich werde daran ersticken. Doch der Brilller zwang uns, von jeder Sorte, auch von den ganz kleinen, die man mit Kopf und Schwanz isst, mindestens drei Bissen herunterzuschlucken.

Die Eltern schleppten nach dem Frühstück ihre Liegestühle und einen Sonnenschirm samt Sockel an den Strand, die Emse cremte dem Brilller den Rücken ein, dann legten sie sich flach, und damit war's auch schon gelaufen. Das heißt, die Emse war noch ein bisschen aktiver als der Brilller, sie strickte zwischendurch an Weihnachtspullovern für ihre Patienten oder las ein Buch. Der Brilller las nur die Zeitung, und die sank, sobald er zu dösen begann, auf seine Brust oder sein Gesicht.

»Aus dem Alter, in dem man mit Mami und Papi spielt, seid ihr zum Glück raus«, sagte der Brilller.

Und die Emse sagte: »Lasst euren Vater in Ruhe, er muss sich erholen nach dem Stress. Geht, planscht ein bisschen, vergnügt euch!«

»Aber keinen Schritt weiter als bis zum Ende der

Bucht!«, sagte der Brillen. «Und im Wasser ja nicht über die Nichtschwimmer-Markierung hinaus! Und immer nur mit den Schwimmflügeln!« Das meiste von dem, was sie im Feriendorf für Kinder aufgestellt hatten, war kaputt. Die drei Surfbretter, die wir beim Schuppen fanden, gingen unter wie Steine, wenn man sie ins Wasser schob. Das Tischtennisnetz war zerrissen, der Tisch voller Löcher. Der Fußballkasten wackelte so stark, dass man die Griffe nicht mehr drehen konnte, ohne ihn umzuwerfen. Und so weiter. Es war nicht mal möglich, eine einzige Sandburg fertigzubauen. Dauernd stolperten oder krochen die Kleinkinder über die schönen Türme und Mauern, die wir festgeklopft hatten. Und wenn ich mal wütend wurde, hatte ich gleich ihre Eltern am Hals.

Gut, wir konnten Wasserjagd und Wasserball spielen, so lange wir wollten; aber das Meer und die Luft waren nicht mehr so warm wie im Sommer, und schon nach einer Viertelstunde begannen wir zu frieren. Wir spielten Zehn-Leben-am-Strand, um uns aufzuwärmen, aber der Wasserball war so leicht, dass der Wind ihn dauernd zu Leuten abtrieb, die im Sand lagen und schimpften, wenn er über ihre roten Bäuche rollte. Wenn Lena lesen wollte, saß sie oben im trockenen Sand, und ich saß an der Wassergrenze, wo die Wellen hinschwappen,

und stoppte die Zeit zwischen den großen Wellen.  
Manchmal stellte ich mir vor, ich sei ein Pirat, mit  
dem Messer zwischen den Zähnen, da verging die  
Zeit ein wenig schneller.

Am dritten Tag auf der Insel zeigte mir Lena eine Muschel, die sie im seichten Wasser gefunden hatte, ein richtiges Prachtstück, halb so groß wie ihre Hand, braunrot, mit Rillen. Wir glaubten, dass es davon noch mehr geben würde. Doch als wir den Strand absuchten, sahen wir hauptsächlich Plastiksäcke, die der Wind aufblies, eine Menge Tang, und hier und dort steckten im nassen Sand Muschelwinzlinge. Es lohnte sich gar nicht, sie zu sammeln.

»Dann war das mit der großen Muschel ein Zufall«, sagte Lena.

»Glaub ich nicht«, sagte ich. »Wir müssen eben an andern Stellen suchen als bloß in der Bucht.«

»Das hat der Briller verboten«, sagte Lena.

»Trotzdem«, sagte ich. »Wir gehen einfach ein bisschen weiter. Um die Spitze herum und dem Strand entlang, alles geradeaus.«

»Und wenn sie uns sehen?«

»Die schlafen doch.«

»Bist du sicher?«

In einem großen Bogen schlichen wir uns an die

Eltern heran. Sie lagen auf ihren Liegestühlen. Der Brilller schnarchte leicht. Der Sonnenschirm beschattete nur noch seinen Kopf und die Brust; die Sonne schien ihm auf die Beine, und die waren feuerrot. Die Emse hatte die Lehne hochgeklappt und saß da, als ob sie stricke; aber ihre Hände bewegten sich nicht, die Augen waren geschlossen, und der Mund stand ein bisschen offen.

»Siehst du?«, flüsterte ich. »Keine Gefahr.«

Wir gingen den Bungalows entlang. Am Ende der Bucht, wo wir noch nie gewesen waren, kletterten wir ein sandiges Bord hinauf. Von dort aus zog der Strand sich einen oder zwei Kilometer gerade hin, dann kamen Felsen, die sich ins Meer schoben. Lena sagte, das sei eine Steilküste, ich sagte, das seien Klippen.

Landeinwärts sahen wir ein paar Häuser hinter komisch zerzausten Bäumen. Lena sagte, das seien Akazien. Nein, sagte ich, Pinien. Bei den Olivenbäumen weiter vorne waren wir uns einig; die hatte uns die Emse erklärt, und wir wussten, dass sie klein und irgendwie silbrig sind. Vor den Häusern hing Wäsche zum Trocknen, zwischen den Häusern spazierten Ziegen und Hühner herum, irgendwo bellte ein Hund.

»Wer wohnt denn dort?«, fragte ich.

»Die Leute von hier«, sagte Lena.

»Komm«, sagte ich, und weil sie zögerte, zog ich sie an der Hand weiter.

Der Strand war menschenleer, nur draußen im Meer tuckerten zwei Fischerboote vorbei. Lena fand eine große Muschel, ich zweieinhalb. Sie waren fast zugedeckt vom Sand, und wir mussten sie ausgraben und im Wasser spülen.

Dann fand Lena noch ein dünnes, gelbes Schneckenhaus mit lauter Pünktchen, und ich fand eine dunkelbraune Trichter-Muschel mit einer glitzrigen Innenseite.

Plötzlich stand die Sonne so tief, dass wir erschrakten. Es war 5 Uhr 45 min, und wir kehrten um und liefen zur Bucht zurück. Die Muscheln versteckten wir an einem Platz, den ich euch nicht verrate; die Muscheln waren nämlich unser Schatz, und Schätze muss man hüten.

»Wo seid ihr gewesen?«, fragte der Briller misstrauisch.

»Im Bungalow«, sagte ich.

»Wir waren durstig und haben Wasser getrunken«, sagte Lena.

»Na ja«, sagte der Briller, halbwegs beruhigt. Es gefällt ihm nämlich, wenn wir freiwillig Wasser trinken statt Cola.

»Und dann haben wir drinnen im Schatten Scrabble gespielt«, sagte ich.

»Schön«, sagte die Emse. »Hoffentlich habt ihr den Schlüssel wieder in den Tonkrug gesteckt.«

»Haben wir«, sagte Lena.

»Schaut euch den wunderbaren Sonnenuntergang an!«, sagte die Emse. Bei solchen Sätzen hat sie immer Tränen in den Augen. Wir schauten der Sonne zu, wie sie rot und riesig wurde und im Meer versank. Um 6 Uhr 37 min 56 sec war sie verschwunden, die Wolken wurden gelb wie Vanillecreme, und das Meer sah plötzlich finster aus. Wir zogen uns an und gingen essen, und Lena zankte sich mit der Emse, weil sie keinen Pullover mit langen Ärmeln anziehen wollte.

Als wir im Bett lagen, redeten Lena und ich so leise miteinander, dass sie uns nebenan nicht hören konnten. Dafür verstanden wir das meiste von ihnen. Der Briller sagte, die Emse trinke zu viel von diesem griechischen Wein, der sei schwerer, als sie denke, und sie schade damit ihrer Gesundheit; die Emse sagte, das gelte für den Briller und nicht für sie, jedenfalls sei ihre Blase robuster als seine; und dann fingen sie von vorne an, der Briller ein wenig lauter, die Emse ein wenig klagender, und so hatten sie wieder Streit. Ich dachte, sie würden sich vielleicht bald trennen wie die Eltern von Berni aus meiner Klasse. Eines Tages hatte er uns gesagt, er ziehe jetzt mit der Mutter aufs Land, in ein kleines Kaff,

und dort bekomme er eine Stereo-Anlage, ganz für sich allein. Er hatte verweinte Augen und tat so, als sei er sehr glücklich. Wir andern schauten ihn an, und einer sagte, wir würden ihn vielleicht besuchen. Ich bekam einen trockenen Mund, wenn ich an Berni dachte, und ich hätte gerne mit Lena darüber geredet, aber ich tat es nicht.

Als der Briller und die Emse schwiegen, sagte ich: »Morgen gehen wir bis zu den Klippen. Du bist doch dabei, oder?«

»Mal sehen«, sagte Lena, »es kommt darauf an.«

»Sei nicht feige«, sagte ich.

»Ich bin bloß vorsichtig«, sagte sie. »Du kannst froh sein, dass ich's bin, du hättest dir sonst schon siebenmal den Kopf ingerannt.«

»Schlaf jetzt endlich«, sagte nebenan der Briller und klopfte zornig an die Wand.

Am nächsten Tag waren wir bis zur Siestazeit besonders brav. Der Briller sah irgendwie gefleckt aus; zum Frühstück trank er ein ganzes Fläschchen Randensaft, und danach konnte man denken, der Saft sei überall an ihm heruntergeronnen. Er sagte, er habe kaum geschlafen vor Schmerzen; trotzdem vergaß er, seine Spezial-Brandsalbe mit an den Strand zu nehmen. Ich holte sie freiwillig aus dem Bungalow, und Lena half der Emse, die verbrannten Stellen mit Salbe zu bestreichen.

»Dass du mit dem Sonnenbaden immer so übertreiben musst«, sagte die Emse.

»Ich habe eben eine empfindliche Haut«, sagte der Briller.

»Genau«, sagte die Emse. »Und warum gibst du nicht besser acht auf dich, wenn du das weißt?«

Zum Glück schliefen sie früher ein als gestern. Wir stahlen uns gleich weg, als der Briller schnarchte. Zuerst holten wir im Bungalow unsere Strandsandalen. Das war Lenas Idee; sie sagte, unsere Sohlen seien für einen richtigen Fußmarsch

nicht abgehärtet genug. Wir zogen auch T-Shirts an und über die Badehosen unsere Shorts. Das war meine Idee; es konnte ja sein, dass sich der Himmel plötzlich bewölkte. Dann kehrte ich noch mal um, füllte eine Plastikflasche mit Wasser und band sie mir für alle Fälle um den Bauch. Ohne Nahrung kann der Mensch nämlich sechzig Tage überleben, ohne Wasser nur drei. Das Taschenmesser und die Stoppuhr hatte ich sowieso immer bei mir. Am langen Strand fanden wir alle paar Meter eine Muschel, einmal sogar ein vertrocknetes Seepferdchen und ganz in der Nähe eine tote Möwe, die schrecklich stank; aber eigentlich wollten wir so schnell wie möglich zu den Klippen. Ich stellte mir vor, dass dort bei Stürmen schon manches Schiff untergegangen war, und ich hoffte, dass wir zwischen den Felsen ein Wrack finden würden, im Wrack eine Truhe und in der Truhe einen Schatz. Aber das sagte ich Lena nicht.

Wir gingen immer schneller auf dem nassen Sand, den die Flut zurücklässt und wo man nicht einsinkt. Links war das Meer, blaugrün, mit Wellenkronen, rechts war das Land mit den weißen Häusern hinter den Bäumen. Immer wieder spülten Wellen, die sich am Ufer brachen, um unsere Füße. Dann hörten wir plötzlich Gebell. Vom Land her rannte ein Hund auf uns zu, und dem Hund folgte ein Junge.

»Bleib stehen«, sagte ich zu Lena. Sie hat Angst vor Hunden; und wenn man vor Hunden davonläuft, werden sie umso bissiger. Der Hund umkreiste uns und zeigte seine Zähne, und wir drehten uns mit ihm, damit er nicht von hinten zuschnappen konnte. Er war schmutzig gelb und mager; an der Seite war er zerkratzt und hatte fast kein Fell mehr.

»Ruf deinen Köter zurück!«, schrie Lena dem Jungen zu.

Der sagte ein paar laute Worte, und der Hund zog den Schwanz ein und schlich zu ihm zurück.

Der Junge war einen halben Kopf größer als ich und sah ziemlich struppig aus. Er trug Jeans mit abgeschnittenen Beinen und ein Hemd, das ihm viel zu groß war. Er blieb vor uns stehen und befahl dem Hund, sich hinzulegen. Dann holte er aus seinem Hemd eine Papiertüte, schüttete ein paar bläuliche Knollen in seine Hand und zeigte sie uns.

»Das sind Feigen«, sagte Lena.

Der Junge drückte mit dem Zeigefinger auf eine der Feigen, und wir sahen, wie weich sie waren.

»Zwei Mark«, sagte er.

»Er will uns die Feigen verkaufen«, sagte Lena.

Ich schüttelte den Kopf.

»Ein Mark«, sagte der Junge mit ernster Miene. Der Hund, der ihm zu Füßen lag, knurrte.

Ich stülpte meine Hosentaschen nach außen.

Darin waren nur ein paar Muscheln, das Taschenmesser und zerknüllte Papiertaschentücher. »Du kannst die Muscheln haben«, sagte ich. »Eine Muschel für eine Feige.«

Der Junge trat einen Schritt näher und deutete auf meine Stoppuhr. »Tick tick«, sagte er.

»Die bekommst du nicht«, sagte ich.

Der Hund bellte, und der Junge hielt ihn am Halsband fest, damit er uns nicht angriff.

»Komm, wir gehen«, sagte Lena.

Der Junge stand breitpurig da und versperrte uns den Weg zurück zur Bucht. Wir gingen weiter in die andere Richtung, genau wie geplant. Als ich über die Schulter zurückblickte, sah ich, dass der Junge und der Hund uns folgten. Der Abstand blieb immer gleich, dreißig oder vierzig Meter; wenn wir schneller oder langsamer gingen, taten sie das Gleiche.

»Der tut uns nichts«, sagte ich zu Lena. »Der will bloß die Zeit totschiagen.«

Der Strand wurde schmaler und steiniger. Wir kamen zu den ersten Felsen. Sie waren gelbweiß wie der Hund und hatten überall Löcher vom Salzwasser. Die ersten waren noch niedrig, dann wuchsen sie neben uns in die Höhe wie eine Wand. Die Wand machte manchmal einen Buckel nach außen, und dann mussten wir ein paar Schritte durchs Wasser waten. Zum Glück war gerade Ebbe, und der Wind

blies nur leicht; sonst wären wir nicht weitergekommen. Der fremde Junge ließ sich nicht abschütteln, wir hörten ihn und den Hund hinter uns durchs Wasser planschen.

»Sieh mal«, sagte Lena. Da, wo sie stehenblieb, führte ein schmaler Pfad im Zickzack den Felshang hinauf. Von unten sah man, dass auf den Vorsprüngen Gras und Kräuter wuchsen, hier und dort sogar ein Busch.

»Das ist ein Ziegenpfad oder so was«, sagte Lena. »Menschen kommen da nicht hinauf.«

»Ach was«, sagte ich. »Ein bisschen Klettern schadet nichts.«

Der Junge war inzwischen umgekehrt.

»Du spinnst«, sagte Lena. »Das ist viel zu gefährlich.«

Ich begann hinaufzusteigen, und ich hatte recht, der Pfad war breiter, als er von unten aussah. Man musste sich überall festhalten und sich jeden Schritt überlegen. Und wenn die Stoppuhr stark baumelte, musste ich darauf achten, dass sie nirgendwo anstieß. Als ich oben war, legte ich mich vorsichtig auf den Bauch und schaute hinunter. Es war etwa so, wie wenn man aus dem vierten Stock schaut. Unten stand Lena. Sie schaute zu mir herauf.

»Du schaffst es auch«, rief ich. »Es ist gar nicht so steil.«

»Du meinst mal wieder, du bist der Größte«, sagte sie und machte einen Schritt auf den Pfad zu. Lena begann, mit ganz kleinen Bewegungen zu mir heraufzuklettern. Es dauerte 4 min 28,8 sec, bis sie bei mir war. Zwei- oder dreimal lösten sich Steine unter ihren Füßen. Einmal schwankte sie, als ob sie gleich fallen würde, und es sah so gefährlich aus, dass ich mir beinahe die Zunge abbiss. Von da an hielt ich die Augen geschlossen und blinzelte nur alle zwanzig Sekunden, um zu sehen, wie weit sie war, und zwischendurch schielte ich auf die Stoppuhr wegen der Gesamtzeit.

Endlich war Lena oben; das letzte Stück zog ich sie herauf. Sie kauerte sich neben mich; trotz der Anstrengung war sie noch bleicher als vorhin.

»Siehst du jetzt?«, sagte sie. »Was du kannst, kann ich auch.«

Wir waren oben auf einer Halbinsel, die wie ein krummes L ins Meer hinausging und sich wieder zum Land zurückbog. Auf der steilen Seite waren wir hinaufgeklettert, die andere war viel flacher und mit dünnem Gras und Kräutern bewachsen. Sie senkte sich zu einer neuen schmalen Bucht, die beinahe aussah wie ein Fjord, wenn ihr wisst, was ein Fjord ist. Die Bucht war voller Inselchen, wie wenn ein Riese Felsblöcke ins Wasser geschleudert hätte.

»Also, eins ist klar«, sagte Lena. »Zurück gehen wir hinten herum.«

Ich nickte, und wir machten uns auf den Weg. Lena hatte zittrige Knie und brauchte ein paar Schritte, bis sie wieder normal gehen konnte. Das Gras war hoch und roch nach den italienischen Kräutern, die die Emse übers gebratene Fleisch streut. Ich ging voraus und stampfte heftig auf, um die Schlangen zu vertreiben; aber nur Heuschrecken hüpfen nach allen Seiten davon. Nach vierzig Metern lief ich fast in einen Stacheldrahtzaun. Der Draht war verrostet und in drei Reihen übereinandergespannt, die Pfosten waren vermodert, und an einigen Stellen lagen sie am Boden. Ich ging dem Zaun entlang und fand nach ein paar Metern eine hölzerne Tafel im Gras. Wenn man genau hinschaute, konnte man darauf ein einziges Wort in verblassten Buchstaben lesen: ATTENTION! Der Rest war griechisch, mit diesen Alphas und Betas. »Siehst du«, sagte Lena, »hier ist's gefährlich. Wir kehren lieber um.«

»Das Zeug ist uralt«, sagte ich. »Vielleicht war das mal militärisches Sperrgebiet oder so.« Der Brilller, der sich dauernd Sendungen über den Zweiten Weltkrieg ansieht, hatte uns nämlich erklärt, dass damals um unsere Insel gekämpft worden sei. Ich stieg an einer günstigen Stelle über den Zaun und

stocherte bei jedem Schritt mit der Fußspitze im Gras herum.

»Alles okay«, sagte ich. »Komm nur. Es sieht auf beiden Seiten genau gleich aus.«

»Ich bleibe hier«, sagte Lena und machte ihr Trotzgesicht.

»Dann kletterst du eben wieder die Klippe runter«, sagte ich.

Mit einem langen Schritt kam sie zu mir herüber, und dann gingen wir weiter, immer ein bisschen abwärts und ich immer einen Schritt voraus, und dabei achteten wir genau auf alles ringsum in der Luft und am Boden. Schließlich erreichten wir das Ufer. Das Meer war hier vom Wind geschützt, die Wellen waren niedriger als im Feriendorf und rauschten weniger stark.

»Hast du gehört?«, fragte Lena und packte meinen Arm.

Was denn? Ich horchte. Wirklich, da war etwas: ein langgezogener Ton, der lauter und wieder leiser wurde; es tönte fast wie ein klagender Gesang.

»Es kommt von dort draußen«, sagte Lena und deutete zu den Inselchen hinaus. Sie bildeten, eines hinter dem andern, eine gebogene Kette, und am Schluss erhob sich ein Inselchen aus dem Wasser, das deutlich größer war als die andern und aussah wie ein Sofa mit zerknautschter Lehne.

Die Töne wurden wieder lauter; es ging mir durch Mark und Bein. »Denkst du, es ist ein Tier?«, fragte ich und wagte fast nur noch zu flüstern.

Lena schüttelte den Kopf. »Das ist ein Mensch. Hörst du das nicht? Und er ist in Not, er ruft um Hilfe.«

Es wäre mir lieber gewesen, ich hätte nichts gehört. Es gibt ja Geschichten, in denen irgendwelche Monster, die in Grotten hausen, Menschen anlocken, um sie aufzufressen. Natürlich glaube ich nicht mehr an solchen Quatsch. Wenigstens meistens nicht. Aber mir war klar, dass es für Lena kein Zurück mehr gab. Sie hat bei den Pfadfinderinnen einen Kurs in Erster Hilfe gemacht, und seither sagt sie, es ist eine menschliche Pflicht, allen zu helfen, die in Not geraten sind. Sie hat schon eine Katze aus einem Regenfass gerettet und letzten Sommer einer alten Frau auf die Beine geholfen und ihr den Ellbogen verbunden.

»Wir müssen nachschauen gehen«, sagte Lena, und ihre Stimme zitterte ganz leicht. »Es ist unsere Pflicht.«

»Wir sollten vielleicht besser die Polizei alarmieren«, sagte ich. »Oder eine Rettungsmannschaft.«

»Siehst du hier etwa ein Telefon?«, fragte Lena.

Das Klagen hörte nicht auf; ich hatte tatsächlich das Gefühl, es wolle uns zur Sofainsel hinüberlocken.

Ich schwieg; mein Herz schlug mir bis zum Hals.

»Außerdem sind wir zu zweit«, sagte Lena.

»Kommen wir denn überhaupt hinüber?«, fragte ich.

»Wir springen von Inselchen zu Inselchen. Die stehen so nah beieinander, dass es geht.«

Ich wartete, dass sie voranging, und sie wartete, dass ich voranging, und dann wateten wir nebeneinander durchs Wasser bis zum ersten Inselchen, einem flachen Felsblock, der leicht schief im Wasser stand. Wir zogen uns an einer Kante hoch und sprangen hinüber aufs zweite Inselchen, das ein paar Zentimeter höher war als das erste. So ging es weiter, wie auf einer löchrigen Treppe. Wir mussten von Mal zu Mal ein bisschen weiter springen, jedoch nie so weit, dass wir Angst hatten, es nicht zu schaffen. Dann standen wir auf dem zweitletzten Inselchen und schauten hinüber zum letzten, zur Sofainsel. Das flache Stück, etwa halb so groß wie ein Fußballfeld, war von Büschen und Bäumen überwachsen; es sah aus wie ein kleiner Urwald, dunkelgrün und unberührt. Die zerknautschte Lehne dahinter bestand aus schwarzen Felsen.

Ich schätzte den Abstand zur Insel ab; es waren mindestens drei Meter, doppelt so viel wie beim letzten Sprung, und wir standen etwa so hoch oben wie auf dem Fünfmeter-Sprungbrett.

»Spring du zuerst«, sagte Lena.

»Nein, du«, sagte ich. »Du hast die längeren Beine.«

Und jetzt soll Lena weitererzählen. Sie hat sich die komischen Sätze, die Zervan am Anfang sagte, besser gemerkt als ich.

**M**ein Bruder Pit hat die ersten drei Kapitel geschrieben, und ich habe seine Rechtschreib- und Grammatikfehler korrigiert. Manchmal übertreibt Pit, besonders wenn er zeigen will, wie mutig er ist. Er mag es nicht, dass ich zwei Jahre älter bin als er und einen größeren Wortschatz habe; deshalb schneidet er zwischendurch auf wie die meisten Jungen in seinem Alter. Aber abgesehen davon hat sich alles so zugetragen, wie es beschrieben ist. Am Anfang wollte ich »Briller« und »Emse« überall streichen und durch Papa und Mama ersetzen, was man sicher besser verstehen würde. Aber unter uns nennen wir unsere Eltern wirklich »Briller« und »Emse«, und weil dieses Buch ein Tatsachenbericht ist, habe ich die Namen stehen lassen. Wir haben übrigens beschlossen, uns beim Schreiben abzuwechseln: Ich schreibe jetzt weiter, bis ich nicht mehr mag, und dann ist wieder Pit an der Reihe. Wer was dagegen hat, soll's uns sagen. Es wird aber nichts mehr nützen; denn sobald das Buch jemand liest, ist es schon gedruckt!